

Das Volk als Sprachbildner.

Eringer ist die durch Volksetymologie hervorgerufene Aenderung in dem Worte „Renntier“. Der erste Bestandteil des Wortes ist fremden Ursprungs. Er stammt aus dem skandinavischen Norden: altschwedisch „hrein“, norwegisch „ren“ und ist wahrscheinlich mit „Horn“ stammverwandt. Doch die Bedeutung des Wortes hatte sich völlig verdunkelt und das Streben, einen Sinn für dasselbe zu gewinnen, fand leicht eine Stütze in der Anlehnung an „rennen“. „Ein Renntier heißt es, weil es entschlossen rennt“, sagt A. W. Schlegel. Das ist auch die herrschende Auffassung. Und dieser volksetymologischen Auslegung des Namens hat sich, wie man weiß, sogar die letzte deutsche Rechtschreib-Kommission angepaßt, indem sie die Schreibung mit Doppel-n funktionierte, um, wie es scheint, eine unliebsame Verwechslung zwischen dem Herrn Renntier und einem Renntier zu verhüten. — Der hochrote Karfunkel verdankt seine Umgestaltung aus dem latein. carbunculus = „Kleine Kohle“, das nicht verstanden wurde, der Anlehnung an „Funkelein“. — Merkwürdig ist die Entstehung der Bezeichnung „Tausendguldenkraut“, der bekannten Pflanze; aus der ein heilkräftiges, bitteres Tränkelein bereitet wird. Ihr Name lautet lateinisch Centaureum, d. h. Zentaurenkraut, so benannt nach dem weisen, in der Heilkunde sehr erfahrenen Zentauren Cheiron, dem Erzieher des Achilles. Aber jenes Centaureum wurde später auf Grund volksetymologischer Auslegung irrtümlich zerlegt in centum „hundert“ und aurum „Gold“, also ein „Hundertguldenkraut“. Dieser Name jedoch bürgerte sich im Deutschen deshalb nicht ein, weil das Volk hyperbolische Zahlbegriffe nicht mit hundert, sondern mit tausend zu bilden pflegt. Und so entstand die Bezeichnung „Tausendguldenkraut“, die dem volkstümlichen Sprachgefühl für den hohen Wert des Heilkrantes sehr passend zu sein scheint. — Recht eigenartig ist auch das Mitspielen der Volksetymologie in der Redensart „trinken (saufen) wie ein Bürstenbinder“. Das naive Sprachbewußtsein legt sich den Ausdruck in der Weise

*) So heißt es auch bei Binnig, Wörter zur Geschichte der deutschen Sprache, S. 421, ganz irrig: Sucht ist anschließliches Begehren, ein unerfülltes und nie zu erfüllendes Suchen.

zurecht, daß angenommen wird, den Bürstenbindern komme zufolge ihres Hantierens mit staubigen Borsten und Roßhaaren viel Staub in die Kehle; daher hätten sie besonders häufig das Bedürfnis, sich durch einen Trunk d'e Kehle anzufenchten. Allein in Wahrheit hängt die Redensart mit der Entstehung des Wortes „Bursche“ zusammen. Auf den mittelalterlichen Universitäten wohnten die Studenten gewöhnlich in größerer Zahl zusammen, sei es in besonderen Stiftungshäusern, sei es in Miete bei einem Magister. Aus einem gemeinsamen Eßdel (mittelalt. lursa, franz. bourse, Börse) wurde ihr Unterhalt besteuert. Darnach nannten sie auch ihr gemeinsames Wohnhaus „Burs“ und dieser Name ging dann auch auf die gemeinsam hausende Schar selbst über. Endlich begann man von diesem Worte, das ja eine kollektive Bedeutung hatte, auch einen Singular „der Bursche“ zu bilden. Der Wandel von „s“ zu „sch“ nach einem „r“ hat gar nichts Auffälliges. Man vergleiche Hirsch aus älterem „Hirz“ und die mundartlichen Lautformen „Durtsch, Wurtsch“. Nun war leider auch schon damals das Trinken eine der Hauptbeschäftigungen der Burschen. Man nannte das kurz: burschen, d. h. sich wie ein Bursche benehmen. Im Volksmunde aber wurde das unverstan ene Wort zu „bürsten“, das man ja „bürschten“ sprach. War dies aber einmal geschehen, dann war nur mehr ein Schritt bis dahin, einen, der sich auf das „Bürsten“ gründlich verstand, einen Bürstenbinder zu nennen. Das war ursprünglich sicher scherzhaft gemeint, pflanzte sich aber dann, wahrscheinlich von der Studentensprache ausgehend, als traditioneller Witz fort, wie ja zahlreiche, uns heute ganz geläufige Ausdrücke und Wortwendungen aus der Studentensprache in die Sprache des täglichen Lebens übergegangen sind. Einen Halt aber fand die Redensart, wie bereits bemerkt, in dem volksetymologischen Empfinden, daß die Arbeit des Bürstenbinders infolge der Stanbentwicklung die Kehle austrockne und durstig mache. — In ganz vereinzelten Fällen läßt sich noch der Ursprung einer solchen, ursprünglich humoristisch gemeinten Wortbildung nachweisen, die später ohne die geringste Erinnerung an ihre Entstehung durchaus ernsthaft gebraucht und durch volksetymologisches Empfinden gesüßt wird. Das ist der Fall bei dem Worte „Attentäter“, das eigentlich eine abscheulich fehlerhafte, freilich nicht ganz vereinzelte Wortform darstellt, eine Zwitterbildung, aus einem französischen Wortstamm u d einer deutschen Endung bestehend. Zum ersten Male wurde das Wort in einem Gedicht des Berliner Witz'a'es „Madde-redatsch“ gebraucht, welches das Attentat Orsinis auf Napoleon III. im Jahre 1858 zum Gegenstande hatte. Der Verfasser des Gedichtes erlaubte sich da, analog der Bildung „Täter“ von „Tat“, die scherzhafte Neubildung „Attentäter“ von „Attentat“. Aber dieser Ursprung des vielgebrauchten Wortes ist heute längst vergessen und die ganz regellose Wortbildung mag dem Volksbewußtsein sogar ganz treffend erscheinen, weil sich unwillkürlich beim Aussprechen des Wortes der Gedanke an den Täter aufdrängt.

Darüber, wie sich der deutsche Sprachgeist gegenüber fremden, unverständenen Eigennamen in oft glücklichen, volksetymologischen Neuschöpfungen betätigt, ließe sich noch vieles sagen. Doch würde das uns hier zu weit führen. Es sollte durch diese Skizze nur die Aufmerksamkeit weiterer Kreise der Gebildeten auf diese interessanten, in der lebendigen Sprache des Volkes wirkenden Kräfte hingewiesen werden, deren Neuschöpfungen sich vielfach, wie wir gesehen, das Bürgerrecht in der Schriftsprache errungen haben.